

André François-Poncet

BOTSCHAFTER IN BERLIN

1931-1938



EUROPAVERLAG

André François-Poncet
**BOTSCHAFTER
IN BERLIN**

1931-1938

Herausgegeben von
Thomas Gayda

EUROPAVERLAG

Danksagung

Der Herausgeber dankt Geneviève François-Poncet für das in ihn gesetzte Vertrauen und die unschätzbare Mithilfe.

Titel der Originalausgabe: *Souvenirs d'une Ambassade à Berlin*

Librairie Ernest Flammarion, Paris

Aus dem Französischen übertragen von Dr. Erna Stübel

Einziger, vom Verfasser autorisierter deutscher Text (Erstausgabe 1947)

1. eBook-Ausgabe 2018

© 2018 Europa Verlag GmbH & Co. KG,

Berlin · München · Zürich · Wien

Umschlaggestaltung: Hauptmann & Kompanie Werbeagentur, Zürich, unter Verwendung von Fotos von © ullstein bild - Heinrich Hoffmann und © picture-alliance/akg-images

Bildnachweis: Getty Images/Imagno, [S. 263](#); Bundesarchiv, Bild 146-1998-010-22 / Frankl / CC-BY-SA 3.0, [S. 264](#) o.; Scherl/SZ Photo, [S. 265, 266](#) u.;

Bundesarchiv, R 8076 Bild-0016 / CC-BY-SA, [S. 266](#) o.; Bundesarchiv, Bild 183-H12945 / CC-BY-SA 3.0, [S. 267](#) o.; Bundesarchiv, Bild 183-H13015 / CC-BY-SA 3.0, [S. 267](#) u.

Layout & Satz: BuchHaus Robert Gigler, München

Konvertierung: Bookwire

ePub-ISBN: 978-3-95890-257-2

Das eBook einschließlich aller seiner Teile ist urheberrechtlich geschützt. Jede Verwertung außerhalb der engen Grenzen des Urheberrechtsgesetzes ist ohne Zustimmung des Verlags unzulässig und strafbar. Das gilt insbesondere für Vervielfältigungen, Übersetzungen, Mikroverfilmungen und die Einspeicherung und Verarbeitung in elektronischen Systemen. Der Nutzer verpflichtet sich, die Urheberrechte anzuerkennen und einzuhalten.

Alle Rechte vorbehalten.

www.europa-verlag.com

INHALT

Vorbemerkung

Geleitwort von Jean-François-Poncet

Vorwort

Reichskanzler Brüning

Papen und Schleicher

Hitlers Doktrin

Hitler an der Macht

Der Reichstagsbrand

Die Potsdamer Komödie

Der 1. Mai

Die Errichtung des nationalsozialistischen Systems

Der Bruch mit dem Völkerbund

Das Schicksalsjahr 1934

Eine Extratour

Die Note vom 17. April

Das Blutbad vom 30. Juni

Die Ermordung des Bundeskanzlers Dollfuß

Hindenburgs Tod

Die Ermordung Alexanders von Jugoslawien

Wiederaufbau der deutschen Wehrmacht

Das Ende von Locarno

Spiele, Feste, Besuche - Ruhe vor dem Sturm

Fritsch fällt in Ungnade - Ribbentrop

Hitler und Mussolini

Die Münchner Konferenz

Letzte Zusammenkunft mit Hitler - Der »Adlerhorst«

Der Besessene

Deutschland war sein Schicksal
von Thomas Gayda

Personen

Register

VORBEMERKUNG

Als nach dem Zweiten Weltkrieg eine deutsche Ausgabe dieses Buches erschien, fragte ich mich, ob ich nicht manche Stellen abändern oder wenigstens eine besondere Vorrede für die deutschen Leser meines Buches schreiben sollte. Nach reiflicher Überlegung gab ich diesen Gedanken auf. Ich wollte an diesen Erinnerungen keine Änderung vornehmen, ihnen die Form belassen, in der sie der französischen Öffentlichkeit vorgelegt worden waren. Wie meine Anschauung sollte aber auch die Ausdrucksweise nicht geändert und dem Geschmack der Leser angepasst werden, an die ich mich wende.

Um die Männer und die Politik des »Dritten Reiches« mit jener Strenge zu verurteilen, die sie verdienen, wartete ich nicht ab, bis die Ereignisse selbst dieses Urteil sprachen. Alle, die während der in Berlin verbrachten Jahre Gelegenheit hatten, sich offen mit mir auszusprechen, wissen dies, und meine ganze diplomatische Korrespondenz bestätigt es.

Mein Buch ist keine Propagandaarbeit. Es ist ein Werk aufrichtiger Überzeugung.

Paris, im Februar 1947
André François-Poncet

GELEITWORT VON JEAN FRANÇOIS-PONCET

Mit innerer Bewegung schreibe ich die Eingangszeilen für die deutsche Ausgabe eines Buches, das mein Vater vor bald 35 Jahren publiziert hat. Es ist das Zeugnis einer damals weitgehend abgeschlossenen Periode und könnte so auch für sich stehen. Aber seit seinem ersten Erscheinen haben sich so starke Wandlungen in Deutschland vollzogen, dass mir heute für die erneute deutsche Ausgabe einige Bemerkungen notwendig erscheinen. Die Erste gilt der Strenge, mit der der Autor über Deutschland und die Deutschen der Zeit von 1931 bis 1938 urteilt. Vergegenwärtigt man sich die Hauptgeschehnisse, die Zerschlagung aller Institutionen der Weimarer Republik bei gleichzeitiger Errichtung eines Systems, gegen das der Autor dieses Buches von Anfang an den stärksten Widerwillen empfand, so hat er nichtsdestoweniger eine fast hellseherische Diagnose dieser Ereignisse gefunden und zugleich für ihre Erkennung einen erstaunlichen Beitrag geleistet, besonders auch durch die Lebendigkeit und Genauigkeit der Porträts der Protagonisten dieser Zeit. Die Entwicklung hat die Strenge des Urteils weitgehend gerechtfertigt. Aber der Diplomat in dem Autor wird noch durch den Germanisten ergänzt, der in keinem Augenblick

den Nationalsozialismus mit Deutschland verwechselt. Hinter der Maske des Nazismus sucht er unablässig nach dem wirklichen Gesicht dieses Volkes, nach seiner Identität; unter dem Krebsgeschwür, das die Seelen auffrisst, versucht er freizulegen, was noch gesund ist, eingedenk der Tugenden und Werte, die im höchsten Sinne im humanistischen Genie Goethes angelegt waren, dessen Werken er übrigens schon früh eine eigene Studie gewidmet hat.

Was heute erstaunt, ist die Tatsache, dass der Autor zu keiner Zeit an Deutschland zweifelt. In den schlimmsten Augenblicken, wenn tiefste Dunkelheit über Deutschland lag, wusste er, noch ehe sie ganz Europa einhüllte, dass dieses Land von seiner eigentlichen Berufung abgeirrt war, das Objekt eines monströsen Irrgangs, für den er am Schluss des Buches ein Symbol in der Legende des Rattenfängers von Hameln findet. Er ahnte, dass der Tag kommen werde, an dem Deutschland, am Ende einer furchtbaren Zeit, nach neuen Wegen suchen würde, und dass man dem Land hierbei helfen müsse, indem man ihm vor allem die Hoffnung wiedergab. Dann werde dieses Land, mit einiger Unterstützung, schließlich den Platz unter seinen Nachbarn wiederfinden, der ihm zukam. Und die Entwicklung hat dieses Vertrauen, diese Hoffnung gerechtfertigt. Heute ist Deutschland eine bedeutende Demokratie im Zentrum Europas.

In diesem Europa haben die deutsch-französischen Beziehungen seit 35 Jahren eine besondere Entwicklung genommen. Aufgebaut auf der Grundlage der Vernunft, ruhen sie auf einer weitgehenden Übereinstimmung, die immer spontaner wurde, und auf der Basis des Vertrauens und der Freundschaft. André François-Ponçet sagte einmal, die Freundschaft zwischen Deutschland und Frankreich sei wie eine zarte Pflanze, die man täglich begießen müsse:

Diese zarte Pflanze wurde ein schöner und starker Baum, dessen Früchte wir täglich genießen können. Ich bin überzeugt davon, dass die heutige Freundschaft der beiden Nationen ihre Wurzeln schon in jenen dunklen Jahren hatte, die in diesem Buch beschrieben werden. Eine Haltung, die frei ist von Selbstgefälligkeit, die nicht abweicht von dem, was europäische Zivilisation ihrem Wesen nach bedeutet, ein Reichtum an vielfältiger Kultur und eine besondere geistige Tradition haben den Aufbau der Demokratie in Deutschland entscheidend bestimmt; dies ist zugleich Voraussetzung und Ziel für den Aufbau eines Europa. Das Einverständnis zwischen Frankreich und Deutschland hat schon eine echte Gemeinschaft wachsen lassen mit einer neuen Form regionaler Beziehungen von beiden Seiten aus, was auch ein Modell sein könnte für andere Teile der Welt. Jeder kann erkennen, dass diese Gemeinsamkeit auch eine Garantie ist für Sicherheit und Wohlstand in Europa.

Ein ungeheurer Weg wurde durchmessen seit jenem Abend des 30. Januar 1933, als der Autor des Buches hinter dem Fenster des Hauses der französischen Botschaft in Berlin stand und mit gepresstem Herzen in der Dunkelheit die Nazikolonnen in ihrem Triumph vorüberziehen sah. Die Erinnerung an diese Stunde muss man beschwören, wenn man begreifen will, dass dieses Geschehnis kaum mehr als eine Generation weit zurückliegt. In diesem Zeitraum wurden zahllose Brücken zwischen den beiden Ländern geschlagen. Die Einrichtungen, die diesem Austausch dienen, die Verbindungen auf den verschiedensten Gebieten haben sich vervielfacht und so ein großes Netz der Beziehungen geknüpft, das einzig ist in seiner Art und sich auf alle Wirkungsgebiete, auf alle Ebenen der Gesellschaft erstreckt. Die Schatten der Vergangenheit scheinen endgültig gebannt. Frankreich und Deutschland

können in der Sicherheit ihrer wahlverwandtschaftlichen Beziehungen leben. Darf man annehmen, dass dies einmal die Vision der Gründer des Völkerbundes war, das Gebäude also doch noch zur Vollendung kam?

Freilich bleibt noch viel zu tun, bis die Kulturen der beiden Länder sich einander wirklich durchdringen, bis die gegenseitige Kenntnis ausreichend gegeben ist, bis die traditionellen Ideen langsam den Schritt wagen zu einem Begreifen der beiderseitigen Besonderheiten. Die großen Informationsmedien spielen hier eine wichtige Rolle. Die jüngsten Initiativen in Presse und Fernsehen beider Länder weisen den Weg. Von der Öffentlichkeit wurden sie gut aufgenommen. Auf einem besonderen Gebiet hat die Ausstellung »Paris-Berlin« deutlich gemacht, dass die Begegnung der Kulturen der beiden Länder sehr viel mehr ist als eine einfache Addition.

Die Neuauflage der deutschen Fassung dieses Buches meines Vaters kommt zur rechten Stunde. Sie ist eines der Zeugnisse dieses Bemühens um eine vertiefte Information, wie man sie bis dahin noch nicht kannte. Jede Seite des Buches mahnt zu dieser Notwendigkeit.

Paris, im Sommer 1980
Jean François-Poncet

VORWORT

Noch ist es verfrüht, die Geschichte des Nationalsozialismus zu schreiben. Und wenn auch jeder Tag mehr Licht in sie bringt, birgt sie doch noch genug dunkle Seiten, ungelöste Rätsel in verborgenen Abgründen. Wenn ich auf den folgenden Seiten die wichtigsten Ereignisse aufzeige, die ich von 1931 bis 1938 erlebt habe, die Persönlichkeiten heraufbeschwöre, die eine entscheidende Rolle gespielt haben und die ich kannte, möchte ich damit nur einen Beitrag leisten, mein Zeugnis denen zur Verfügung stellen, die zur gegebenen Zeit ein vollständiges und endgültiges Bild dieser tragischen Epoche zeichnen werden.

Das Dritte Reich war sehr verschwiegen. Es verbarg mit großer Sorgfalt alles, was hinter den Kulissen vor sich ging. Die Presse, die es fest in der Hand hielt, die ihm gänzlich untertan war, gab der Öffentlichkeit nur ein verzerrtes und tendenziöses Bild der Vorgänge, wenn sie nicht überhaupt mit Stillschweigen übergangen wurden. Es bedeutete eine große Gefahr, an der von offizieller Seite bekanntgegebenen »Wahrheit« zu zweifeln oder sie richtigzustellen, ihr etwa die wirkliche Wahrheit entgegenzuhalten. Das System hatte den Begriff des »Verrats« weit ausgedehnt und bestrafte alle mit

grausamer Härte, die sich irgendeiner Indiskretion schuldig machten.

Unter diesen Umständen war es für den fremden Beobachter nicht leicht, zu wissen, woran er eigentlich war. Die Französische Botschaft verfügte nicht über so große Mittel, um sich laufende Informationen zu verschaffen, um die Überbringer gut dafür zu bezahlen. Ihr »Geheimfonds« belief sich auf jährlich 45 000 Francs. Und sie konnte auch darüber nicht frei verfügen. Der Betrag musste an einen Pariser Journalisten ausgezahlt werden, der seit Langem in der deutschen Hauptstadt lebte.

Dennoch erfuhr die Botschaft mancherlei. Sie empfing viele Besucher, die sie gern auf dem Laufenden hielten. Was man mit »Gesellschaft« bezeichnet, ist für die Diplomatie meist eine wertvolle Nachrichtenquelle. Viele von denen, die unzufrieden waren, besorgt in die Zukunft blickten oder gar verfolgt wurden, vertrauten sich ihr an. Außerdem ist der Deutsche redselig. Die Gefahr erregt ihn. Trotz Zensur, Polizei und Denunziationen unterließ die Berliner Gesellschaft das Reden nicht. Es war also weniger ein Problem, Informationen zu erhalten, als unter denen, die uns zugetragen wurden, das Wahre vom Falschen zu unterscheiden.

Inzwischen warfen die Verhandlungen in Nürnberg einiges Licht auf die Umtriebe Hitlers und seiner Genossen, auf die zynischsten ihrer Machenschaften. Es ist deshalb zu wünschen, dass sie einmal vollständig veröffentlicht werden. Sie haben aber nichts an den Tag gebracht, was man nicht bereits argwöhnte, haben nur bestätigt, haben größere Klarheit gebracht und den Ernst der Dinge, die man von Anfang an vermutete, deutlicher hervortreten lassen. Die nachstehenden Erinnerungen sind vor Beginn des Prozesses gegen die Kriegsverbrecher niedergeschrieben worden. Ich habe davon Abstand

genommen, sie nachträglich - aufgrund neuer Faktoren oder Dokumente, die bei den Nürnberger Verhandlungen vorlagen - abzuändern. Sie stellen, so wie sie sind, das Wichtigste meiner Korrespondenz mit Paris im Verlauf der Ereignisse dar.

Diese Korrespondenz war, das gebe ich gern zu, beachtlich und verursachte durch ihren Umfang oft Verwunderung bei den Empfängern. Sie enthielt eine tägliche ausführliche Übersicht über die Äußerungen der deutschen Presse, die gegen 11 Uhr vormittags telefonisch nach Paris übermittelt wurde; dazu kamen im Laufe des Tages die chiffrierten Telegramme; außerdem beförderte der diplomatische Kurier einmal wöchentlich, manchmal zweimal, ein dickes Bündel Briefe. Die Dienststellen des Quai d'Orsay stellten nicht ohne Bestürzung fest, dass manche dieser »Depeschen«, entgegen den Vorschriften, bis zu 20 und 30 Seiten stark waren. Meine Entschuldigung war, dass das Naziregime und sein Führer, das Dritte Reich und seine Regierung sich nicht in den engen Rahmen der Gepflogenheiten einpassen ließen. Sie hatten in jeder Beziehung etwas, was über das normale Maß hinausging, etwas Außergewöhnliches. Ihr Ziel war nicht nur, in Europa die militärische Vorherrschaft zu erlangen; sie hatten den Ehrgeiz, die sittlichen und geistigen Grundlagen umzustoßen, auf die sich die gesamte Zivilisation bislang gegründet hatte; sie wollten das Christentum abschaffen, um es durch eine neue Religion, die Lehre von der Rasse, zu ersetzen; kein Gebiet des öffentlichen und privaten Lebens blieb frei von ihrem Zugriff, das Recht, die Kunst, die Wissenschaft, die Erziehung, die Familie ebenso wenig wie die politischen Einrichtungen. Wollte man außer den täglichen Vorkommnissen die fieberhafte Entwicklung dieser revolutionären Bewegung verfolgen, um ihre

Tragweite zu ermessen und alle ihre Seiten zu erfassen, so war man gezwungen, viel zu schreiben.

Die 40 Bände, zu denen meine Mitteilungen schließlich angewachsen waren, haben ein merkwürdiges Schicksal gehabt. Ein Teil davon wurde am 16. Mai 1940 vernichtet, als das Außenministerium in Paris seine Aktenstücke verbrannte, um sie dem feindlichen Vormarsch zu entziehen. Andere Akten verschwanden im Kessel eines Schiffes, weil der Kapitän glaubte, die ihm anvertrauten Papiere nicht mehr in Sicherheit bringen zu können. Eine weitere Sammlung wurde in der Berliner Botschaft aufbewahrt. Man hatte angenommen, sie sei hier einem Brande nach einem Luftangriff zum Opfer gefallen. Später stellte sich heraus, dass der kleine Anbau, den ich am äußersten Teil eines Flügels der Botschaft hatte errichten lassen, um dort die Archive unterzubringen, erhalten geblieben war. Die Archive wurden fast unbeschädigt freigelegt und nach Paris verbracht. Eine Sammlung war nach der Räumung von Paris in den Kellern des Schlosses Rochemotte geborgen worden. Sie fiel den Deutschen in die Hände, und dieser Umstand hatte für mein persönliches Schicksal unangenehme Folgen. Beamte der Wilhelmstraße wurden beauftragt, meine Berichte zu prüfen und sich über den daraus gewonnenen Eindruck zu äußern. Da für sie Land und Nationalsozialismus eins waren, mussten sie in mir einen Feind Deutschlands sehen. Von diesem Augenblick an war ich für die führenden Männer des Dritten Reiches unliebsam. Sie verlangten, dass ich zur Disposition gestellt würde. Sie untersagten mir den Aufenthalt in Paris. Im Juni 1943 zwangen sie die Italiener, mich in meinem Haus in der Nähe von Grenoble festzuhalten. Am 27. August des gleichen Jahres nahmen sie mich, gleichzeitig mit dem Präsidenten Albert Lebrun, fest und setzten mich in den Bergen von Tirol gefangen, bis

ich am 2. Mai 1945 von einer Abteilung der zweiten französischen Panzerdivision befreit wurde. So hatte ich den Vorzug, als einziger Botschafter und, wenn ich nicht irre, als einziger französischer Diplomat von den Deutschen interniert und verschleppt zu werden. Die Hälfte jener Bände, deren Durchsicht mir diese Behandlung eingetragen hatte, wurde in Deutschland wieder aufgefunden, gespickt mit Farbstiftstrichen und Ausrufezeichen. Heute stehen diese Bände in den Regalen der Archive des Quai d'Orsay.

Ich empfand dem nationalsozialistischen Regime gegenüber stets eine heftige Abneigung. Ich hatte eine liberale und humane Bildung genossen und war aufs tiefste über die unerbittliche Tyrannei empört, die alle sittlichen Grundsätze mit Füßen trat, brutale Instinkte verherrlichte und sich der eigenen Barbareien rühmte. Schon die ersten Handlungen, der organisierte Reichstagsbrand, die Verfolgung der Juden, der Sozialdemokraten, der Kommunisten und Katholiken, die Errichtung von Konzentrationslagern, die Erschießungen des 30. Juni 1934, die Ermordung von Dollfuß, hatten mir Misstrauen und Abscheu eingeflößt. Ich ließ diese Gefühle nicht allzu deutlich werden. Ich bemühte mich aber auch nicht, sie ganz zu verbergen. Meist gab ich ihnen etwas ironisch Ausdruck, versuchte, sie in eine Form zu kleiden, die nicht sofort verletzend wirkte. Man hat mir schließlich den größten Teil jener Bonmots zugeschrieben, die in Berlin über die Nazis umliefen. Da ich mich gleichzeitig für ihre Ideologie und für die Reformen, die sie auf allen Gebieten einführten, interessiert zeigte, wurde es mir nicht übel vermerkt; man amüsierte sich darüber. Ich hatte keine schlechten Beziehungen, genauer gesagt, ich hatte mit einigen von ihnen schließlich sogar gute. Vor 1933, vor der Machtergreifung jedoch, hatte ich, was man auch sonst

darüber gesagt hat, keinerlei persönlichen Kontakt mit ihnen.

Hitler, voll Misstrauen gegen alle Diplomaten, aber nicht frei von Befangenheit im Verkehr mit ihnen, behandelte mich zunächst nicht anders als die übrigen. Er war zu diesem Zeitpunkt, wie seine ganze Bewegung, frankreichfeindlich. Zur Zeit der Erschießungen des 30. Juni war er der Meinung, ich hätte die Machenschaften von Röhm und General von Schleicher gekannt und sogar begünstigt; unsere Beziehungen waren gespannt, meine Situation wurde kritisch. Als er sich von seinem Irrtum überzeugt hatte, wollte er mich sein Misstrauen vergessen machen und erwies mir einige Freundlichkeit. Unter meinen Kollegen war ich einer der wenigen, die sich unmittelbar mit ihm - ohne Vermittlung seines Dolmetschers Schmidt - unterhalten konnten. Diplomatische Aufträge, die mich zu ihm führten, Feierlichkeiten, zu denen das Diplomatische Korps regelmäßig eingeladen war, boten Gelegenheit zu häufigen Begegnungen. So wurde ihm meine Anwesenheit allmählich vertrauter. Ich sprach auch sehr offen mit ihm, mit einer Freimütigkeit, die ihm nicht missfiel. Im Herbst 1936 waren unsere Beziehungen so gut, dass er mich einlud, allein mit ihm auf dem Berghof in Berchtesgaden zu frühstücken. Das war unmittelbar nach der Reise von Dr. Schacht nach Paris und seinen Besprechungen mit Léon Blum. Die Gedanken des Führers folgten nur zögernd den Perspektiven einer Kolonialpolitik, zu der ihn sein Minister gern bekehrt hätte; man spürte, dass er sich nicht gern mit den Anregungen Schachts befasste, sie mit großer Skepsis betrachtete.

Januar 1937 drohte eine ernste internationale Krise. Man war mitten im spanischen Krieg. Ein Gerücht hatte sich verbreitet, deutsche Truppenkontingente, deren

Durchfahrt von München gemeldet worden war, sollten in Marokko ausgeschifft werden, wo Kasernen für sie bereit ständen. Die französische und die englische Presse zeigten eine lebhaft Unruhe. Die öffentliche Meinung, vor allem in Frankreich, war erregt, und nicht wiedergutzumachende Zwischenfälle waren zu befürchten. Am 1. Januar empfing Hitler, wie stets zu Neujahr, das Diplomatische Korps. Nach dem Austausch der üblichen Glückwünsche trat ich auf ihn zu und fragte ihn, etwas abseits stehend, ob es den Tatsachen entspreche, dass Deutschland Truppeneinheiten nach Marokko gesandt habe oder dies tun wolle. Hitler erklärte mir feierlich, Deutschland habe weder Truppen entsandt noch überhaupt die Absicht, sie zu entsenden. Auf meine dringende Bitte hin ermächtigte er mich, diese Erklärung so zu verwerten, wie ich es für zweckmäßig hielte. Ich berichtete unverzüglich nach Paris und veröffentlichte im Einverständnis mit Neurath ein Communiqué, das sofort beruhigend wirkte. Hitler wusste mir für meine Initiative Dank, die doch nur selbstverständlich gewesen war, und bewies mir in der Folge besondere Aufmerksamkeiten. Seine Gunst hatte die Achtung und das Entgegenkommen seiner Paladine zur Folge.

Während der ersten Jahre ihrer Regierung pflegten die nationalsozialistischen Führer wie auch ihr Gebieter mit Hochmut auf die Diplomaten herabzusehen, hielten sich ihnen fern. Sie hätten sich verdächtig machen können, wenn sie häufiger in ausländischen Botschaften und Gesandtschaften, besonders in der französischen Botschaft, verkehrt hätten. Ab 1936 jedoch wurde diese Anweisung gelockert. Es wurde gestattet, ja sogar empfohlen, in der Berliner Gesellschaft zu verkehren. Viele von ihnen hatten sich in der Zwischenzeit bereichert und den neuen Verhältnissen angepasst; sie hatten in geräumigen

Patrizierhäusern Wohnung genommen, Villen am Ufer der brandenburgischen Seen erworben und Gefallen am behaglichen Leben und am Luxus gefunden. Die Aufführung des Stückes Madame Sans-Gêne, das ein Berliner Theater auf den Spielplan genommen hatte, musste wieder abgesetzt werden, weil die Zuschauer darin Anspielungen auf die Herren des Tages fanden und dies durch Lachen zum Ausdruck brachten, was man als »staatsgefährdend« ansah. Mit offensichtlichem Vergnügen nahmen die Nazi-Würdenträger Einladungen an und erwiderten sie, glücklich, materielle Vorteile zu genießen und sich Freuden hinzugeben, die sie der Machtergreifung verdankten, und gern wollten sie beweisen, dass die neue führende Schicht, die sie selbst darstellten, ebenso zu leben wusste wie die frühere, wenn nicht noch besser.

Göring selbst hatte längst das Beispiel dafür gegeben. Es gefiel ihm, dass die Öffentlichkeit sich mit ihm beschäftigte. Er liebte das Dekor und die Etikette. Und er liebte die Gesellschaft. Es war ihm angenehm, in Glanz und Pracht zu erscheinen, mit der ganzen Gewichtigkeit seiner Person, zu spüren, wie er mit seinen prächtigen Uniformen, Ordensbändern, Medaillen und Edelsteinen die Neugier und das Interesse der Umwelt weckte, wenn sie wohl auch mit etwas Ironie gepaart waren. Ohne erst die Parole abzuwarten, hatte er den Verkehr mit den Diplomaten schon aufgenommen und ihnen zu Ehren größere Feste und Empfänge gegeben. Es gelang Goebbels trotz allen Bemühungen nie, den beneideten Rivalen einzuholen, es ihm gleichzutun. Sein Benehmen war nie so ungezwungen, er war reserviert und versteckt. Obwohl er eine bessere Bildung hatte, war er ungewandt im Verkehr. Er gehörte auch zu den Menschen, die alles Fremde hassen; und er konnte seinen Hass auf Frankreich nur schlecht verbergen.

Himmler, ungebildet, unhöflich, stets kurz angebunden und finster, verkehrte überhaupt nur mit seinesgleichen. Ley, ein Trinker und Wüstling, Baldur von Schirach, elegant und etwas rätselhaft, erschienen sehr selten in Gesellschaft. Dagegen sah man häufig Neurath, Papen, Schacht, Ribbentrop, Tschammer-Osten, Frick, Keitel, Schwerin von Krosigk, Funk, Gürtner, Blomberg, dann die Staatssekretäre und späteren Minister Meißner, Lammers, Bouhler und ihre Familien. Diese Männer glaubten - wie auch Hitler selbst - mich gewonnen zu haben. Sie waren naiv bei allem Zynismus und sahen nicht, dass man ihre Sprache sprechen und von deutschen Dingen etwas wissen konnte, ohne sich von ihnen überzeugen zu lassen, ohne ihnen zuzustimmen und sie in ihrem Tun zu bewundern. Jener Brief, im Dezember 1939 im französischen Gelbbuch veröffentlicht, worin ich mein letztes Zusammentreffen mit Hitler in seinem »Adlerhorst« schilderte, rief bei ihm und seiner Umgebung Enttäuschung und Erbitterung hervor. Der Inhalt der in Rochecotte aufgefundenen Dokumente empörte sie ebenfalls. In einer eigenartigen Verwechslung der Rollen betrachteten sie sich als von mir hintergangen, weil ich mich nicht von ihnen hatte betrügen lassen. Ich hatte es deshalb wohl verdient, festgesetzt und verschleppt zu werden.

Dass sich das Hitlerregime ganz und gar auf Krieg eingestellt hatte, trotz aller Alibis, die man sich verschaffte, und dass diese Einstellung zum Krieg führen musste, davon war ich schon früh überzeugt. Die wachsenden militärischen Anstrengungen waren schon aufschlussreich genug. Ich habe das immer betont; vielleicht zu oft. Vielleicht wäre es besser gewesen, nicht so oft die warnende Stimme zu erheben. Man gewöhnte sich schließlich an meine pessimistischen Prophezeiungen. Man wurde ihrer fast schon überdrüssig, wenn man auch zugab,

dass sie einer gewissen Begründung nicht entbehrten. Das Schlimmste war, dass man sich schlecht auf jene Möglichkeiten vorbereitete, die meine Warnungen ankündigten. Die oberste Leitung der Armee hielt an beruhigenden Grundsätzen fest, die ich oft in Formulierungen hören musste wie: »Die Luftwaffe ist nicht entscheidend für eine Schlacht ... Ihre Flugabwehr ist nicht wirksam ... Die Deutschen werden niemals die Mittel haben, um die Formationen für 300 Divisionen zu bilden, die sie aufstellen wollen ... Die Panzerdivisionen sind viel zu schwach, zu wenig beweglich; wenn sie wirklich unsere Linien durchbrechen sollten, werden sich die Wundränder hinter ihnen schließen, und wir werden sie mit unseren Reserven vernichten.«

Als Hitler sich des ersten Vertragsbruchs schuldig gemacht hatte, wäre es sicher besser gewesen, sofort mit Gewaltmaßnahmen zu antworten. Aus Gründen, auf die ich hier nicht eingehen will und die übrigens verständlich waren – der Wunsch, einen neuen Krieg zu vermeiden, der tiefe Pazifismus der Nation, die feste Verbundenheit mit dem Völkerbund und der Glaube an dessen Sendung, der Wille, nicht die Solidarität mit England zu verletzen, der ungenügende militärische Apparat, der nur zur Verteidigung aufgebaut war –, aus allen diesen Gründen brachten unsere Regierungen nicht den notwendigen Mut zur Entscheidung auf.

Unter diesen Umständen hielt ich es für geboten, dem »Führer« eine geschlossene Front der Mächte entgegenzuhalten, um ihn zum Nachdenken zu bringen; inzwischen mussten wir versuchen, ihm Hindernisse in den Weg zu legen, ihn durch öffentliche Verpflichtungen und Abmachungen festzulegen, durch Überwachungsmaßnahmen die Aufrüstung zu hindern oder zu verzögern, seine Absicht, sich in kriegerische Abenteuer

zu stürzen, zu durchkreuzen, ihn davon abzubringen, oder, wenn er sich dazu entschlösse, ihn vor seinem Volk und der Welt als meineidig und als den Urheber der Feindseligkeiten hinzustellen.

Wir mussten uns allerdings im Klaren sein, dass wir bei einer solchen Politik wohl kaum auf die Dauer den Frieden erhalten, höchstens den Ausbruch eines Krieges verzögern konnten, um aus der gewonnenen Frist Nutzen zu ziehen. Denn Hitler war ein Mensch, der sein Wort nicht hielt. In seinen Augen war die Lüge nicht nur durch die Staatsraison geheiligt; schon der Gedanke, durch eine Unterschrift sich eines Teils seiner Freiheit zu begeben, war ihm unerträglich. Er war ein Herausforderer, wenn auch seine Verschlagenheit es zuwege brachte, ihn nach außen nicht als solchen erscheinen zu lassen; und Fanatismus und angeborene Unaufrichtigkeit brachten ihn schließlich dazu, sich selbst für herausgefordert zu halten.

Aber es interessierte wenig, was ich persönlich dachte. Ich äußerte aus freien Stücken meine Meinung. Man bat mich nie darum. Während neun Jahren war ich nur ein einziges Mal nach Paris gerufen worden, um dort mit dem Minister und meinen Kollegen von London, Brüssel und Rom zu beraten. Die Dienststellen des Quai d'Orsay hielten an ihrem Recht fest, allein die Außenpolitik des Landes zu bestimmen. Doch wenn unser Blick als Botschafter allzu sehr nach außen gerichtet war, so sah der ihre vielleicht zu sehr nach innen, auf das nahegelegene Palais Bourbon, den Sitz der französischen Kammer. Es wäre sicher nützlich gewesen, öfter die Ansichten auszutauschen, unsere Stellen rascher und vollständiger darüber zu unterrichten, was sich außerhalb ihres Blickfeldes, in Paris, Genf und London, zutrug. In Wirklichkeit war ich eigentlich nur der, der die Nachrichten übermittelte, der Briefträger. Ich war nicht an der Abfassung jener Noten beteiligt, die ich der

Wilhelmstraße zu übermitteln hatte. Auch geschah es nicht selten, dass deutsche Stellen durch Indiskretionen der Pariser Presse Kenntnis von Instruktionen erhielten, die an mich gerichtet werden sollten, noch ehe sie mich erreichten. Ich stelle dies ohne Bitterkeit fest, in der Hoffnung, dass bei der Erneuerung unserer Verwaltungsmethoden auch hier Abhilfe geschaffen werde. Es liegt kein Vorteil darin, dass Botschafter nur Präfekten im Außendienst sind.

Nach der Münchner Konferenz war ich ziemlich sicher, dass die Zeit des Friedens nur noch kurz bemessen war. Ich wusste, dass Hitler, weit davon entfernt, sich des erzielten Erfolges zu freuen, annahm, die Engländer und Franzosen hätten ihn getäuscht und wollten den soeben abgeschlossenen Vertrag verletzen. Das bestärkte mich in meinem Wunsch, Deutschland zu verlassen, wo ich sieben schwere Jahre verbracht hatte, Jahre, in denen die Nerven durch zahllose Zwischenfälle, durch Unruhe und Sorgen ständig in Spannung gehalten worden waren. Ich wollte mich nach Rom begeben, um zu versuchen, Mussolini zu beeinflussen. Ich glaubte, er allein könne noch den Kampfgeist seines Partners zügeln. Leider war es schon zu spät. Die Achse verriegelte mir den Weg. Mussolini hatte sich bereits dem Satan verschrieben.

Der Krieg brach früher aus, als die beiden Diktatoren geplant hatten. Er sollte erst 1942/43 beginnen, unmittelbar nach der Weltausstellung in Rom, für die der Duce schon große Vorbereitungen getroffen hatte. Hitler hatte die Dinge überstürzt, gegen den Willen seines Verbündeten. Seine Gefühle waren geteilt; einesteils wünschte er den Krieg, andernteils fürchtete er ihn. Er wünschte ihn im Osten, er fürchtete ihn im Westen. Er hoffte, ihn beschränken zu können, zeitlich und räumlich. Er war verfolgt von der Furcht, seine Laufbahn könne von

kurzer Dauer sein, nicht länger vielleicht als zehn Jahre. Es quälte ihn die Sorge, ob er sein Werk vollenden könne, ehe die Frist, die ihm vom Schicksal gewährt war, verstrichen sei. Auch trieb ihn der Gedanke vorwärts, dass seine Gegner Zeit gewinnen könnten, ihrerseits zu rüsten; und er wollte die Überlegenheit der Wehrmacht ausnutzen. Er zweifelte nicht an dieser Überlegenheit, vor allem nicht an der unwiderstehlichen Macht seiner Luftwaffe. Er zweifelte auch nicht an der Wirksamkeit seiner Kriegsmethoden, ebenso wenig an der Schwäche der demokratischen Regierungen, mochten sich diese auf westlichem Parlamentarismus oder auf dem Marxismus aufbauen. Er vertraute auf seinen Glücksstern, auf sein Genie. Sein Hochmut machte ihn blind. Er führte ihn dazu, aus Überheblichkeit zu sündigen, aus Vermessenheit, aus Übermaß. Würde er den Kampf gewinnen, den er vorsätzlich der überkommenen Weisheit und Gesittung der Menschheit ansagte? Würde man die tief in Seele und Geist verwurzelten Begriffe wirklich einer Nachprüfung unterziehen, würden wir uns vor dem widernatürlichen Triumph der Gewalt und des Zynismus beugen müssen?

Oft habe ich in meiner Gefangenschaft, von der man nicht wissen konnte, wie sie enden werde, Gott gebeten, mich am Leben zu erhalten, um das Ende dieses Menschen zu erfahren, der unser Schicksal geworden war ...

André François-Poncet (1946)

REICHSKANZLER BRÜNING

Der Besuch von Reichskanzler Brüning in Paris im Juli 1931 war entscheidend für meine Entsendung als französischer Botschafter nach Deutschland. Dieser bleiche, sorgfältig rasierte Mann mit den feinen Zügen, den man für einen katholischen Prälaten oder anglikanischen Priester halten konnte, der mit zagender Stimme sprach, aber klar und bestimmt, ohne jemals laut zu werden, flößte sogleich Vertrauen und Sympathie ein. Die dichten Augenbrauen, die enge Stirn, die schmalen Lippen, ein verschwimmender Blick hinter Brillengläsern riefen vielleicht einen weniger günstigen Eindruck hervor; doch kamen in seinen Zügen Intelligenz und Milde, Rechtschaffenheit und Bescheidenheit des Wesens zum Ausdruck. Er war zurückhaltend, von unauffälligen Bewegungen; er besaß die aufmerksame Höflichkeit eines Geistlichen. Nichts an ihm erinnerte an die raue, schwere Art des Germanen, er überraschte angenehm. Er klagte nicht an und protestierte nicht; gelegentlich schrak er nicht davor zurück, mit etwas traurigem Lächeln Irrtümer und Fehler seines Landes zuzugeben. Man fühlte, er war bemüht, gerecht, vernünftig und anständig zu denken. Man schilderte ihn als einen frommen Laien. Man versicherte, dass selbst seine Gegner nicht umhin konnten, ihn zu achten. Er hatte auf jeden Fall eine angenehme Art, seine vielgestaltige Aufgabe zu lösen,

die Schwierigkeiten seines Landes zu vertreten, und er nahm sich der Sache Deutschlands so ehrlich, einfach und würdig an, dass er bei seinen Zuhörern Mitgefühl und den Wunsch erweckte, ihm zu Hilfe zu kommen. Wie hätte man bei einem solchen Reichskanzler, von dem man obendrein sagte, er erfreue sich der vollen Unterstützung Hindenburgs, nicht annehmen sollen, es lohne sich, an dem deutschfranzösischen Problem und seiner Lösung zu arbeiten?

Seit meiner Jugend hatte ich mich für Deutschland interessiert. Ich hatte es auf vielen Reisen besucht und war schon öfter zu einem längeren Aufenthalt dort gewesen. Seine Einrichtungen, seine Sprache, seine Sitten, seine Geisteswelt, die so widerspruchsvollen Ausdrucksformen seiner Landschaft und seiner Bewohner waren mir seit Langem vertraut. Ich kannte seine Vorzüge und seine Fehler; es zog mich in gleichem Maße an, wie es mich abstieß. Wie die meisten Soldaten des Krieges 1914/18 und vielleicht wie die meisten Franzosen wünschte ich, dass die Beziehungen unseres Landes zu dem unruhigen Nachbarn verbessert und gefestigt würden, um uns vor der Möglichkeit eines neuen Krieges zu bewahren. Die Umstände erschienen gerade günstig, einen *modus vivendi*, wenn nicht sogar eine endgültige Regelung zu suchen, die eine andere Atmosphäre schaffen und uns aus einer aufreibenden Periode stets neu auftauchender Zwischenfälle und Konflikte einmal herausführen könnte.

Das Reich war zu dieser Zeit in ernststen Schwierigkeiten. Die Wirtschaft litt allgemein unter einer schweren Krise. Mit hungrigem Magen lässt sich nicht gut arbeiten. Die Lähmung in Handel und Industrie, die Verschuldung der Landwirtschaft, die Unordnung im Finanzwesen, die enorm hohen Steuerlasten, die zunehmende Arbeitslosigkeit hatten zur Folge, dass die inneren Gegensätze sich

verschärften und das Nationalbewusstsein förmlich aufgestachelt wurde. Auf den Tod Stresemanns war ein außerordentlich rasches Absinken des Einflusses der Volkspartei und Demokraten gefolgt, auf die sich die Erfüllungspolitik stützte. Der Kommunismus gewann an Boden. Die Deutschnationalen Hugenburgs, die, vom Stahlhelm unterstützt, über eine starke und dreiste Presse verfügten, hetzten die öffentliche Meinung auf. Hitlers Propaganda, mit starker Hand geführt, errang zusehends Erfolge. Wenn auch unter sich uneinig, waren diese Gruppen doch darin einig, im Versailler Vertrag und seinem Diktat die Quelle allen Übels zu sehen und das Kabinett Brüning der Zaghaftigkeit und Liebedienerei gegenüber dem Ausland zu zeihen, sodass seine parlamentarische Basis, die aus Katholiken, Sozialdemokraten und einem Rest Demokraten bestand, mehr und mehr geschwächt wurde.

Um diesen Vorwürfen entgegenzutreten, vielleicht auch um zu sehen, bis zu welchem Grade sich Deutschland Initiative und Handlungsfreiheit erlauben könne, ließ Brüning seinen Außenminister Curtius den Versuch wagen, eine Union, einen Wirtschaftsausschuss mit Österreich, das in den letzten Zügen lag, zu vollziehen (24. März 1931). Die Wirkung war katastrophal. Deutschland und Österreich mussten wie zwei Schuldige in Genf vor dem Völkerbundsrat erscheinen und sich dem Spruch des Haager Schiedsgerichts unterwerfen.

Die Einbuße, die das Reich dadurch erlitt, war nicht nur moralisch. Beunruhigung hatte Europa ergriffen, ebenso Amerika, wo die Wirtschaftskrise sich mit Heftigkeit auswirkte und man den Eindruck hatte, der Friede auf dem alten Kontinent sei erneut gefährdet. Die Bankhäuser von New York und London begannen, ihre in Deutschland investierten Kapitalien zurückzuziehen, ja, sie

beschleunigten diesen Abzug, da die misstrauischen Gläubiger die Zurückhaltung ihrer Gelder forderten. Deutsche Banken, die als die sichersten galten, konnten diesem Abfließen des Kapitals nicht standhalten. Die Reichsbank konnte der Nachfrage nach Devisen, die sie bis zum Weißbluten erschöpfte, nicht nachkommen; ganz Deutschland fand sich in einen Riesenbankrott hineingezogen. Die Katastrophe wurde in letzter Stunde durch das Eingreifen des Präsidenten Hoover und seinen Moratorium-Vorschlag (20. Juni 1931) aufgehalten. Selbst wenn auf den Druck Frankreichs hin die Jahresquote des Youngplans nicht einbegriffen war, bedeutete das Moratorium, das ein Einfrieren der Privatkredite zur Folge hatte, für das Reich eine Gnadenfrist und ließ es zu Atem kommen. Aber es war gleichzeitig eine Warnung an die Deutschen: Seid in Zukunft vorsichtiger, lasst euch nicht zu nationalistischen Herausforderungen hinreißen, vermeidet alles, was in der Welt Kriegsbesorgnis hervorrufen könnte, ihr seid nicht frei in eurem Handeln und in euren Worten, sondern hängt von euren Gläubigern ab. Es liegt in eurem Interesse, auf die Meinung des Auslands Rücksicht zu nehmen.

Das war eine Bestätigung der Leitsätze Brüning's. In dieser Hinsicht hätte die Gewährung des Moratoriums für ihn einen großen Erfolg bedeuten sollen; einem andern Kanzler wäre es wohl nicht gewährt worden. Brüning hatte es verstanden, die Achtung der angelsächsischen Welt, insbesondere der Engländer, zu gewinnen. Er war Anfang Juli in London gewesen; er war in Chequers Court als Gast geladen, der König hatte ihn in Audienz empfangen; es war ihm gelungen, die Briten für seine Politik der vorläufigen Zahlungseinstellung und des Zahlungsaufschubs zu gewinnen. Seine Stellung außerhalb Deutschlands war ausgezeichnet, besser als die irgendeines seiner Vorgänger,

und er hoffte, dies werde sich auch auf seine Stellung in Deutschland auswirken.

Getragen von dem Wunsch, der Welt Ruhe und Vertrauen zurückzugeben, indem man zeigte, dass die Mächte, von gleichem Willen beseelt, in ehrlicher Zusammenarbeit Mittel und Wege suchten, die Krise zu steuern, hatte die englische Regierung die Vertreter Frankreichs, Belgiens, Italiens, der Vereinigten Staaten und Deutschlands zu einer Konferenz am 20. Juli nach London geladen. Da kam dem französischen Ministerpräsidenten der Gedanke, Reichskanzler Brüning zu bitten, seinen Weg über Paris zu nehmen, wenn er sich nach der englischen Hauptstadt begeben sollte.

Damals glaubte sich Pierre Laval in vollem Aufstieg. Die Leichtigkeit und Schnelligkeit, mit denen sich in weniger als zehn Jahren sein politischer und materieller Erfolg entwickelt hatte, bestärkten sein an sich schon starkes Selbstvertrauen. Er glaubte sich berufen, eine bedeutende Rolle als französischer und europäischer Staatsmann zu spielen. Das Gespenst des Krieges zu bannen, den Frieden zu festigen, das war sein etwas naives Programm, das ihn seiner Meinung nach zum Ruhm führen würde. Er träumte davon, an Stelle des altgewordenen Briand, den er mehr und mehr in den Schatten drängte, als Friedensstifter in einer verworrenen und in sich zerfallenen Welt aufzutreten; ein Held, aus dem Volk hervorgegangen und dem Herzen der Völker nahe, würde er den gordischen Knoten lösen, den man vor ihm für unentwirrbar gehalten hatte.

Kühner und realistischer als Briand, wollte er sich nicht allein auf den Völkerbund stützen. Er schätzte diese Versammlung nicht sehr, ihre Ausschüsse und ihre Reden, ihre geheimen taktischen Manöver; die unpräzisen Formulierungen erinnerten ihn an die schlechten Seiten des Parlamentarismus. Er behauptete, die einzig fruchtbare

und rasch zum Ziele führende Methode sei die der direkten Unterhaltung, die persönliche Beziehung von Mensch zu Mensch. Seiner Ansicht nach sollte ein aufrichtiger und intimer Meinungs austausch, frei von gekünstelter Redeweise, lächerlicher Zurückhaltung und kindischer Vorsicht, wie sie in der Berufsdiplomatie üblich sind - der gegenüber er die im Volk verbreiteten Vorurteile hegte -, am sichersten zur Lösung auch der vielgestaltigen Probleme führen. Hierbei wurde er freilich weder von der Kenntnis dieser Probleme noch von einem Eifer, sie eingehend zu studieren, beschwert. Er war geschickt, aber weniger, als er glaubte; er war von einer plumpen Geschicklichkeit. Er behauptete gern - und die Schmeichler wie die vielen, die ihm verpflichtet waren, wiederholten es ihm täglich -, dass er eine seltene Gabe der Verführung besitze, der seine Zuhörer nicht widerstehen könnten. Er war überzeugt, das Schicksal des Friedens hänge von dem Stand der deutsch-französischen Beziehungen ab, wobei er übrigens weit mehr von der Wichtigkeit und Größe des Zieles durchdrungen war, als er sich Rechenschaft über Art und Zahl der zu überwindenden Hindernisse gab; er hatte den Ehrgeiz, der Stifter guter Beziehungen zwischen den beiden Völkern zu werden. Sehr besorgt um seinen Namen, die Beurteilung in der Öffentlichkeit, glaubte er, ein so neues und aufsehenerregendes Ereignis wie ein Besuch des deutschen Reichskanzlers in Paris könne sein Ansehen nur steigern.

Auch die Engländer und Amerikaner waren sich darüber im Klaren, dass die Furcht vor einem französisch-deutschen Konflikt, aus dem sich ein Weltkrieg entwickeln konnte, die Panikwelle verursachte, die über die Welt ging, dass nur eine Verständigung zwischen diesen beiden Ländern die Atmosphäre bereinigen und das allgemeine Vertrauen wiederherstellen könne. Henderson und Stimson, der sich

gerade in England aufhielt, waren, telegrafisch von Ramsay MacDonald benachrichtigt, eigens von London gekommen, um auf uns in diesem Sinne einzuwirken. Brüning selbst war es nicht unangenehm, den Franzosen einen Besuch abzustatten, nachdem er bereits England besucht hatte, und sei es auch nur, um dem Verdacht zu entgehen, den einen gegen den andern ausspielen zu wollen. Hoffte er, durch eine aufsehenerregende Zusammenkunft mit den Regierungsmitgliedern der Republik den äußeren Erfolg zu erringen, den er brauchte, um seine schwache Stellung zu festigen? War jemals ein Reichskanzler offiziell eingeladen worden, sich amtlich an die Ufer der Seine zu begeben? Es war jedenfalls das erste Mal seit dem letzten Krieg, dass sich so etwas ereignete. Man müsste annehmen, das ganze Volk werde davon einen günstigen Eindruck gewinnen.

Am 18. Juli kam Brüning in Paris an, begleitet von Außenminister Curtius, Staatssekretär von Bülow und von Finanzminister Schwerin von Krosigk. Er machte einen sehr guten Eindruck. Die Presse lobte seine Zurückhaltung, seine Mäßigung, seinen Takt. Man war angenehm berührt, dass er den Wunsch äußerte, am Sonntag der Messe in Notre-Dame des Victoires in Gesellschaft des Pensionsministers Champetier de Ribes beizuwohnen. Aber das Ergebnis der Aussprache, die sich mit dem Kern der Probleme befasste, war enttäuschend. Die französische Regierung bot an, zugunsten des Reiches eine Hilfsaktion einzuleiten; die französische Nationalbank, die Bank von England und die Federal Reserve der USA sollten der Reichsbank einen Kredit von 500 Millionen Dollar einräumen. Diese Summe sollte in zehn Jahren zurückgezahlt und durch eine internationale Anleihe garantiert werden. Als Gegenleistung sollte das Reich materielle Sicherheiten bieten und politische Beruhigung eintreten lassen. Es sollte einen Waffenstillstand auf zehn